

Ross Welford

Die magischen
Träume des
Malcolm Bell

Aus dem Englischen von Petra Knese

COPPENRATH

Vor vier Wochen

6.

Es ist Anfang September. Ein Tag, bevor die Schule wieder beginnt. Kez Becker und ich befinden uns in der Gasse hinter den großen Reihenhäusern, die einen Blick auf die Tyne haben. Außer uns ist dort niemand unterwegs. Es ist so gegen sieben und noch immer ziemlich hell. Unter uns gesagt, mag ich Kez nicht besonders, aber sie ist mal eine Abwechslung zum ewig quengelnden Seb.

Um »das Ende des Sommers zu feiern«, will sie mich zu einem Diebstahl erpressen.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie das mit dem »Diebstahl« nicht ernst meint, doch leider weigert sie sich irgendwie, mir mein Handy zurückzugeben, das mir Dad erst letzten Monat zum Geburtstag geschickt hat. Kez ist zwar so was wie eine Freundin von mir, und ich bin überzeugt, dass ich das Handy irgendwann zurückbekomme, aber sie ist auch das schrägste Mädchen der ganzen Schule, und sicher kann man bei ihr nie sein.

(Ihr fragt euch vielleicht, wie ich das mit dem »schräg« meine? Also Kez' Vater ist Bestatter, und sie hat jedem zehn Pfund geboten, der nach Einbruch der Dunkelheit eine halbe Stunde in seinem Bestattungsinstitut verbringt, wo es von Leichen garantiert

nur so wimmelt. Ist so eine von Kez' Mutproben. Sie nennt es *Halloween-Challenge*. Also für mich klingt das ziemlich schräg.)

Kez ist im Jahrgang über mir. Und warum hat sie sich jetzt mein Handy geschnappt?

Aus Spaß.

Jedenfalls behauptet sie das. »Ist bloß Spaß, Bell! Bleib mal locker!« (Kez nennt mich immer beim Nachnamen. Finde ich blöd, aber ich habe mich noch nie beschwert.)

Wir trafen uns zufällig an der Treppe, die zum Strand runterführt, da saß sie auf der obersten Stufe und inspizierte die lila Spitzen ihrer blonden Haare.

»Alles klar, Bell?«, murmelte sie, ohne richtig aufzuschauen. Auf einmal faselte sie was von einem »schönen Abend« und dem Sonnenuntergang, der die Flussmündung in die schönsten Farben taucht. Da hätte ich gleich hellhörig werden sollen, denn das sah ihr so gar nicht ähnlich. Doch als sie meinte: »Komm, ich mach mal ein Foto von dir! Da freut sich deine Mutter bestimmt!«, habe ich ihr nichtsahnend mein Handy gereicht ...

... und zehn Minuten später hat sie es immer noch.

»Bitte, Kez. Gib's mir zurück. Meine Mam bringt mich um!«

Ich halte inne. *Bitte?* Und das bei Kez Becker? Das kann ich vergessen. Sie hat mich in der Hand, das weiß ich, und sie weiß, dass ich es weiß.

»Los, Bell. Du musst es machen. So sind die Regeln. Sonst kriegst du das Handy nicht wieder. Vertraust du mir etwa nicht?« Kez steht an die hohe Mauer gelehnt, die Arme vor der massigen Brust verschränkt, in der Faust hält sie mein neues Handy fest umklammert.

Ein Stück weiter steht das Tor zu einem fremden Hinterhof einen Spalt auf. Mir klopft das Herz bis zum Hals.

»Ist 'n Kinderspiel«, sagt Kez. »Geh einfach rein, krall dir was und komm wieder raus.«

»Aber was soll ich mir denn krallen?« Meine Stimme klingt unnatürlich schrill, obwohl ich mir Mühe gebe, meine Angst zu überspielen. Kez will – verlangt –, dass ich etwas aus einem fremden Hinterhof klaue. Dabei habe ich noch nie was geklaut, also nichts von Belang.

»Irgendwas, egal was. Was da so rumliegt. Bestimmt haben die 'n Fahrrad. Das nehmen wir uns. Jetzt guck nicht so, wir bringen's ja zurück. Mal ehrlich, wir sind doch keine Diebe. Wir *leihen* es uns nur. Das ist 'ne Mutprobe. Zum Beweis, dass du kein Kind mehr bist. Früher musste man dafür durch 'nen Fluss mit Krokodilen schwimmen. Da hast du's jetzt besser. Ich steh so lange Schmiere. Geh schon.«

»Aber ...«

Kez kommt mir so nah, dass ich ihren Kaugummi-Atem riechen kann. »Aber was, du Weichei? Hast du etwa Schiss? Gut. Dann stell dich deinen Ängsten! Willkommen in der Welt der Erwachsenen.«

Sie stößt mir ihren dicken Zeigefinger mit dem abgeknabberten Nagel in die Brust. »Los jetzt!«

7.

Ich schiebe das quietschende Holztor nur so weit auf, dass ich mich gerade hindurchquetschen kann. Da zischt Kez plötzlich: »Ich lass dich erst wieder raus, wenn du was geklaut hast.« Dann versetzt sie mir einen kräftigen Stoß und knallt das Tor so laut zu, dass eine Möwe erschrocken von einem Schuppen aufflattert.

Ich sehe mich auf dem Grundstück um. Hier gibt es nichts zu klauen. Zum Glück.

Ich gehe jetzt einfach zurück und sage Kez, dass es hier nichts zu holen gibt.

Das glaubt sie mir nie.

Ich schaue mich noch einmal um. Da steht eine große grüne Mülltonne, daneben eine kleinere schwarze mit einem Recycling-Symbol darauf, einige Müllsäcke und gefaltete Kartons. Sonst gibt es nur ein paar Quadratmeter sauber gefegten, rissigen Beton.

Ich werfe einen Blick zu dem kleinen Küchenfenster hinüber und zu der Hintertür vom Haus. Nichts regt sich. Rechts von mir befindet sich ein schmaler Schuppen. Die Tür ist unverschlossen. Drinnen ist es zwar dunkel, aber da lagert nur alter Krempel, das sieht man sofort. Kez meinte ja, ich soll »irgendwas, egal was« mitbringen, also ...

Ich taste mich vor. Spinnenweben springen mir ins Gesicht. Auf dem Boden steht eine Papiertüte mit Griffen. Das muss rei-

chen. Darin ist ein Karton oder so, aber ich nehme mir nicht die Zeit, genauer hinzuschauen, ich will bloß weg hier. Ich stopfe mir die Tüte unter die Kapuzenjacke und ziehe den Reißverschluss bis oben zu.

Als ich die Schuppentür hinter mir schliesse und mich gerade aus dem Staub machen will, geht plötzlich das Licht in der Küche an. Ich drücke mich gegen die Schuppenwand in den Schatten und hoffe, nicht gesehen zu werden. Da geht die Hintertür auf.

Von drinnen ertönt eine Frauenstimme. »Raus mit dir, du alter Stinker.«

Der wohl größte Hund aller Zeiten kommt aus dem Haus geschlurft und schnüffelt umher. Das Licht in der Küche geht wieder aus und drinnen wird irgendwo eine Tür geschlossen. Offenbar hat sich die Person, die den Hund herausgelassen hat, wieder zurückgezogen.

Das Riesenvieh hat lockiges schwarz-rötliches Fell, das um die Schnauze schon ein bisschen grau ist. Erst nimmt es mich gar nicht wahr. Es schnuppert am Boden und hockt sich hin, um einen Riesenhaufen zu machen. Mittendrin dreht es den Kopf zu mir.

Wenn man Angst riechen kann, stinke ich zum Himmel.

Nachdem der alte Hund sein Geschäft beendet hat, erhebt er sich gemächlich und kommt auf mich zugezottelt. Ob er wohl auch zu jedermann freundlich ist, so wie der Collie von Tony und Lynn, unseren Nachbarn von gegenüber? Ich will ihn gerade streicheln, da bleckt er die Zähne und gibt ein Knurren von sich, bei dem mir das Blut in den Adern stockt.

R-r-r-r-r-r-r-r-r!

Der Hund senkt den Kopf, als wollte er sich jeden Moment auf mich stürzen. Zu allem Unglück versperrt er mir auch noch den Rückweg.

»Kez! Kez!«, rufe ich zugleich gedämpft und eindringlich. Aber sie reagiert nicht.

Als das Licht in der Küche wieder angeht und die Hintertür geöffnet wird, bleibt mir nichts anderes übrig, als im großen Bogen um den Hund herumzulaufen. In meiner Panik trete ich auch noch mitten in seinen Riesenhaufen. Fast wäre ich ausgerutscht, aber es gelingt mir, an ihm vorbei zum Tor zu rennen. Auch wenn er jetzt laut bellt, ist er bestimmt viel zu alt und lahm, um mich zu verfolgen.

Da sollte ich mich leider täuschen.

»Was bellst du denn, Dennis?«, ruft die Frau vom Haus. »Was ist los?«

Mit einiger Verzögerung nimmt der Hund die Verfolgung auf und knurrt, als ich das Tor aufreiße. Schon ist er mir dicht auf den Fersen. Verzweifelt versuche ich, das Tor zuzuziehen, doch irgendwas klemmt da, und so zerre ich immer kräftiger an der Klinke, bis es knackt und der Hund vor Schmerz aufheult. Erst da merke ich, dass ich dem Hund die Vorderpfote eingeklemmt habe, und jetzt ist eine Kralle unnatürlich verbogen.

Erschrocken lasse ich die Klinke los, das Tor springt wieder auf, aber ich kann nicht stehen bleiben. Denn Dennis bleibt auch nicht stehen, sondern humpelt kläffend und zähnefletschend hinter mir her. Nach wenigen Metern wird mir klar, dass der Hund mich trotz seiner Verletzung gleich eingeholt hat.

Kez ist wie vom Erdboden verschluckt. (Später erfahre ich, dass sie verduftet ist, als sie die Hintertür vom Haus hat aufgehen hören. »Mutprobe.« Alles klar!) Und mein Handy hat sie auch noch.

Als ich über die Schulter schaue, ist hinter dem Hund nun auch noch die Frau aufgetaucht, die mich ebenfalls verfolgt. »Hey! Bleib stehen! Du kleiner ...«, flucht sie.

Die Gasse macht eine Kurve, sodass die beiden mich einen kurzen Augenblick nicht sehen können. Im Laufen ziehe ich den Reißverschluss meiner Jacke auf und werfe die Papiertüte über die Mauer. Ich will das belastende Beweismaterial möglichst schnell los sein. Die Tüte segelt durch die Luft und landet irgendwo auf der anderen Seite. Ich höre, wie Dennis sich unaufhaltsam nähert, wahrscheinlich will er sich für die eingeklemmte Pfote rächen. Ganz eindeutig habe ich keine Chance gegen ihn, er ist schneller.

Als ich zu zwei großen Mülltonnen gelange, klettere ich drauf. Hinter der Mauer liegt der Garten von einem Haus, das schon ewig leer steht, deshalb wuchte ich mich schnell hinüber ...

... und falle ziemlich tief. Das T-Shirt und die Kapuzenjacke rutschen hoch, und als ich hinter einen großen Busch hechte, schramme ich mir Brust und Bauch ziemlich übel auf. Auf der anderen Seite der Mauer bellt dieser Dennis, seine Besitzerin steht offenbar neben ihm.

»Wo ist er nur hin, der Lümmel? O mein Gott, Dennis, du Ärmster. Armer, armer Dennis!« Beim nächsten Satz bleibt mir das Herz stehen: »Den finden wir schon!«

Die finden mich?

Ich versuche, mich zu beruhigen.

Es gibt doch massig blonde Jungs!

Außerdem wird es immer dunkler.

Und dass ich was geklaut habe, kann die Frau gar nicht gesehen haben, denn ich hatte es ja unter der Jacke.

Sie wird sicher nichts gegen mich unternehmen.

Es klappt. Mein Atem beruhigt sich. Außer dem Verkehrslärm ein paar Straßen weiter ist nun alles still.

Moment mal.

Ich fasse mir ins Haar. Natürlich gibt es noch andere blonde Jungs auf unserer Schule ... aber die haben fast alle kurz geschnittenes Haar. Da falle ich mit meinem Wuschelkopf auf.

Doch jetzt habe ich erst einmal andere Probleme.

Die Schürfwunden auf der Brust brennen wie verrückt. Und auf einmal bemerke ich ein leises, hektisches Knattern. Ängstlich spähe ich durch den Busch. Vor mir liegt ein großer verwilderter Garten mit einer Fahnenstange in der Mitte. Daher kommt auch das Knattern, von unzähligen wehenden Fähnchen. Sie sind an Schnüren befestigt, die sich vom Mast aus wie ein buntes Zirkuszelt zu Boden ziehen. Daneben liegt ein Kleiderbündel.

Plötzlich springt das Bündel hoch, bekommt zwei kurze, dünne Beinchen und einen Kopf. Mit Augen, die auf mich gerichtet sind. Ich weiche zurück, aber zu spät. Man hat mich entdeckt. Vor mir steht eine winzige alte Dame mit einem dunklen Gesicht voller Falten. Ihr glattes, glänzend schwarzes Haar ist von weißen Strähnen durchzogen. Als sie den Stoff über die Beine fallen lässt, erkenne ich, dass sie so einen langen geblühten Rock, einen Sarong, trägt.

Während sie auf mich zugetrippelt kommt, spricht sie sehr schnell in einer mir fremden Sprache. Offenbar ist sie sauer. Dann ertönt eine zweite Stimme. Unter dem Fahnenzelt taucht ein Mädchen auf und hält meine zerfledderte Papiertüte in der Hand.

»Ist das deine?«, fragt sie.

8.

Natürlich ist das nicht meine, denn ich habe sie ja gerade geklaut, aber das kann ich schlecht sagen, oder? Das Mädchen wirft mit ihren schmalen, fast schwarzen Augen erst einen flüchtigen Blick auf mich und dann auf die inzwischen ziemlich ramponierte Tüte.

Ob das Mädchen den ganzen Tumult, das Gebell und Gebrüll mitbekommen hat? Wenn ja, lässt es sich nichts anmerken.

»Ähm ... nö. Das heißt, j-ja doch. Ist meine«, stammle ich. Lächelnd hält es mir die Tüte hin. Die alte Dame im Sarong wechselt ein paar Worte mit dem Mädchen, die irgendwie chinesisch klingen.

Dann zeigt die Frau auf mich. Ich schaue an mir hinunter. Die Schrammen auf der Brust brennen richtig fies. Habt ihr euch schon mal das Knie aufgeschürft? So ähnlich fühlt sich das an, bloß hundertmal schlimmer. Im Wind klappt meine Kapuzenjacke auf und auf meinem T-Shirt sind Blutflecken zu sehen.

»Hast du dir was getan?«, fragt das Mädchen besorgt. Mit seinem vornehmen Akzent ist es garantiert nicht von hier. Es zieht eine Brille aus der Rocktasche und setzt sie auf, um mein blutiges T-Shirt zu inspizieren. »Meine Großmutter meint, du sollst reinkommen. Wir können da etwas drauf tun. Eigentlich haben wir gerade meditiert, aber das können wir auch kurz unterbrechen.«

Meditiert?

Ich will nur noch weg, deshalb sage ich: »Nein danke. Mir fehlt nichts. Echt nicht.« Tapfer lächle ich. »Ist bloß ein Kratzer.«

Das Mädchen nickt und sieht mich durchdringend an. »Was hast du überhaupt gemacht?«

»Ähm ... eigentlich gar nichts. Weißt du, ich ... ähm ... ich war auf dem Nachhauseweg, da kam plötzlich dieser Hund, und ich musste wegrennen, deshalb habe ich die Tüte weggeworfen, damit ich schneller bin, und dann bin ich bei euch über die Mauer gesprungen ... Tut mir echt leid, dass ich einfach so rein-geplatzt bin ...«

Hör auf zu labern, Malky!

»... na jedenfalls muss ich jetzt los. Danke. Haha!«

Ich wende mich um und will den kleinen Weg nehmen, der einmal um den Garten herumführt. Die ganze Zeit über hat mich das Mädchen einfach reden lassen. Lächelnd, als könnte es nichts schocken. Sein Haar ist schwärzer als schwarz, wie bei der alten Dame, bloß länger, und seine Haut strahlt, als wäre es gerade aus der Badewanne gestiegen. Überhaupt sieht alles an ihm neu aus: der frisch gebügelte Schottenrock, die weißen Kniestrümpfe, der schlichte blaue Pulli. Als hätte es seine besten Klamotten aus dem Schrank geholt, nur um im Garten unter ein paar Fähnchen zu sitzen.

Inzwischen macht die alte Dame kein böses Gesicht mehr, sondern schaut wie das Mädchen. *Gelassen* würde man wohl sagen. (Genauso gut könnte man es auch *verstörend* oder *nervtötend* nennen.)

»Du läufst in die falsche Richtung.« Das Mädchen zeigt auf ein mit Unkraut überwuchertes Eisentor. »Komm mit, ich lass dich raus. Aber sieh besser erst nach, ob der Hund wirklich weg ist.«

Ich folge ihm. Das Mädchen tippt einen Code in das Tastenfeld neben dem Tor ein, und es springt auf, jedenfalls so weit es das rankende Unkraut zulässt. Ich schlüpfte hinaus und schau nach rechts und links. Von Dennis und seinem Frauchen keine Spur. In der Abenddämmerung entdecke ich Blutflecken, die zurück zu dem anderen Haus führen. Sie stammen vermutlich von Dennis.

Das Mädchen hält mir die Tüte hin. »Vergiss die nicht.«

»Oh, ähm ... danke.«

»Was ist denn da so Wertvolles drin?«, fragt es.

Ich schaue auf die Tüte. »Ach ... du weißt schon, einfach ... Zeugs. Irgendwelches Zeugs. Das hab ich gefunden.«

Das Mädchen nickt, als würde mein Gestammel irgendeinen Sinn ergeben. »Zeugs? Na, dann tschüss. Wir sehen uns in der Schule. Du gehst doch auf die *Marden Middle School*?«

»Woher weißt du das?«

Es zeigt auf meine Kapuzenjacke, ein verwaschenes Teil mit dem Wappen der Schule. Mam hat sie letztes Jahr secondhand gekauft.

Wie eine Erwachsene hält das Mädchen mir die Hand hin. »Susan«, sagt es. »Susan Tenzin. Ich bin in Mrs Farroukhs Klasse.«

Weil ich nicht weiß, was ich sonst tun soll, schüttle ich seine Hand.

»Hi! Ich meine, sehr erfreut. Malcolm Bell.«

Das »sehr erfreut« ist vielleicht ein wenig übertrieben, aber Susan erwidert bloß: »Hoffentlich hört es bald auf zu bluten.«

Ich gehe raus auf die Gasse und sie will das Tor gerade schließen, da kommt die alte Dame angelaufen. Sie ist auf ihren kurzen Beinchen erstaunlich schnell unterwegs. Susan lässt die Schultern hängen und murmelt kaum hörbar: »O nein.«

Die alte Dame überreicht mir ein kleines, in Packpapier eingewickeltes Päckchen.

Misstrauisch nehme ich es entgegen. Ihr rundes Gesicht verzieht sich zu einem Lächeln und gelbe Zähne kommen zum Vorschein, dann reibt sie sich über die Brust. Verständnislos sehe ich Susan an.

»Es ... ist ein Heilmittel. Du sollst es dir auf die Brust schmieren, sagt sie, auf die Wunde.« Susan klingt skeptisch.

»Oh, ähm ... danke. Was ist es?« Sobald ich mir das Päckchen unter die Nase gehalten und daran geschnuppert habe, bereue ich es auch schon wieder. Mir schlägt ein Geruch von Käsefüßen entgegen.

»Wir nennen es *dri*. Es ist Yak-Butter. Ähm ... *ranzige* Yak-Butter.« Susan klingt ein wenig beschämt.

Mir ist die Situation oberpeinlich. Ich schaue zwischen den beiden hin und her. Gerade bin ich mitten in ihre Meditation geplatzt, jetzt haste ich davon und bekomme vergammelte Butter als übelstes Gastgeschenk aller Zeiten. Die alte Dame ist völlig begeistert und spricht erstmals in meiner Sprache.

»Bald ist wieder gut. *Dri* ist das Beste!«

Ich nicke freudig, auch wenn mir gar nicht danach zumute ist, aber das gebietet schließlich die Höflichkeit. Während Susan das Tor schließt, raunt sie mir leise zu: »Ehrlich gesagt, würde ich lieber was anderes nehmen. Jod oder ein Wundspray, irgend so was.« Dann lächelt sie. »Bis morgen dann, geschniegelt und gestriegelt!«

Und auf einmal stehe ich wieder allein in der Gasse. Als wäre ich gerade aus einem seltsamen Traum erwacht.

Während ich mir im Gras die Hundescheiße von den Schuhen trete, gehen mir Susans letzte Worte nicht aus dem Kopf. »Ge-

schniegelt und gestriegelt!« Damit wollte sie wohl auf die Schuluniform anspielen.

Da dämmert es mir: Ich trage die weinrote Kapuzenjacke mit den Initialen der Schule in großen weißen Lettern auf dem Rücken: MMS.

Auch die Frau mit dem Hund muss sie gesehen haben.

In Kombination mit meinen Haaren kann sie mich problemlos ausfindig machen.

Und habe ich schon erwähnt, dass ich auf der Schule nur noch eine letzte Chance habe? Wahrscheinlich nicht. Das ist ein kleines Problem. Mehr als ein kleines.

Tja, im Nachhinein betrachtet, war die Sache mit der gestohlenen Tüte ein weitaus größeres Problem. Aber das habe ich da noch nicht geahnt.

9.

Tynemouth ist ein bunt zusammengewürfelter Haufen von Häusern, großen und kleinen, alten und neuen, und die Straßen sind zusätzlich über ein Gewirr enger Gassen voller Mülltonnen und parkender Autos miteinander verbunden.

Gerade bin ich mit meiner Papiertüte am Ende der Gasse angelangt, die zu unserem winzigen Reihenhaus führt, und denke mir: *Ich werfe das Teil einfach in den Papiermüll.*

Ist ja Diebesgut. Bloß dass ich kein Dieb bin. Ich habe ja noch nicht mal geschaut, was drin ist. Wenn ich die Tüte jetzt ganz unauffällig in die Tonne werfe, ohne überhaupt zu wissen, was drin ist, wird nie jemand davon erfahren, und alles wird gut, oder?

»Was hast du da, Malky?«

Mist. Seb. Der hat mir gerade noch gefehlt! Wäre ich doch bloß eine halbe Minute früher oder später gekommen, dann hätten wir uns verpasst. Schon ein paar Sekunden hätten gereicht. Mam hat ihm gerade erst erlaubt, von seinem Freund Hassan, der ein paar Häuser weiter wohnt, allein nach Hause zu laufen. Und jetzt kommt er mit stolzgeschwellter Brust angeschlendert, als würde die Straße ihm gehören.

Und das mit sieben.

Was würdet ihr jetzt an meiner Stelle tun?

»Ach, die?« Ich schaue, als hätte ich gar nicht bemerkt, dass

ich eine zerfledderte Papiertüte in der Hand halte. »Die, ähm ... gehört mir nicht. Hab ich, ähm ... gefunden. Ich wollte sie gerade wegschmeißen.«

Unschlüssig sieht Seb mich an und fragt sich wahrscheinlich, ob ich ihn anschwindle. Aus Erfahrung weiß er, dass das ziemlich oft vorkommt. Aber schließlich bin ich der große Bruder, und kleine Geschwister anzuschwindeln, gehört zu unseren wenigen Privilegien.

»Du hast die Tüte gefunden? Wo denn? Was ist drin? Und wie-so schmeißt du sie weg, wenn du sie gerade erst gefunden hast?« Seb riecht den Braten sofort. Als er einen Blick in die Tüte werfen will, presse ich sie an mich und unterdrücke einen Schrei, weil sie gegen die Schürfwunden kommt. Wenigstens sind so die Blutflecken auf dem T-Shirt verdeckt.

Blitzschnell greift Seb in die Tüte und macht sich an dem Klebeband zu schaffen, mit dem der Karton verschlossen ist. Auf einmal packt mich die Neugier: Ich will selber entdecken, was ich da »gefunden« habe, und reiße es ihm aus der Hand.

»Lass das, du kleine Nervensäge!«

»Du hast es mitgehen lassen, stimmt's? Was ist es? Wem hast du's geklaut? Sag's mir, sonst petz ich!«

Grrrr! Als hätte er dafür einen siebten Sinn.

Body-Billy von nebenan steht mit zwei riesigen Hanteln bei sich im Vorgarten und trainiert im T-Shirt, obwohl die Sonne längst weg ist. Jedes Mal, wenn er die Hanteln hebt, ächzt er laut. »Hi, Jungs! Wie geht's eurer Mutter?« Er will immer quatschen.

Mam meint, dass er sich einsam fühlt, seit seine Mutter gestorben ist und seine Freundin ihn verlassen hat. Deshalb habe ich ein schlechtes Gewissen, als ich ihn mit einem kurz angebundenen »Hi, Billy!« abspeise.

»Ich habe da was für dich!«, ruft er mir zu. Er legt die Hanteln weg und zieht mein Handy hinten aus der Sporthose. »Eben kam eine Freundin von dir vorbei. Meinte, sie hätte es an der Treppe zum Strand gefunden und gleich an der Hülle erkannt, dass es deins ist. Du solltest lieber etwas besser drauf aufpassen. Hübsches Teil, das du da hast!«

»Oh, ja ... danke, Billy«, stottere ich.

Wenigstens darum muss ich mich nicht mehr sorgen.

Ein kleiner Hoffnungsschimmer. Doch als ich das Handy in Empfang nehme, entdecke ich einen langen Riss auf dem Display. Mein schönes Handy! (Dad hat es mir zum Geburtstag geschenkt, damit wir facetimen können, haben wir aber bislang kaum.)

Was Billy dann noch sagt, bekomme ich nicht mehr richtig mit. Irgendwas von einem neuen Film über den Zweiten Weltkrieg, den er sich besorgt hat. Billy ist völlig vernarrt in den Krieg.

Mir gelingt es, die Tüte mit dem Karton ins Haus zu schmuggeln, ohne dass Mam etwas mitkriegt. Ist auch nicht weiter schwer, denn sie ist auf dem Sofa eingeschlafen, weil sie Frühschicht hatte. Ich habe den Reißverschluss meines Kapuzenpullis hochgezogen, damit Seb die Blutflecken auf dem T-Shirt nicht sieht, und jetzt steht die Tüte zwischen unseren beiden Betten auf dem Boden.

»Mach auf«, verlangt Seb.

»Okay, okay.«

Ich habe ihm erzählt, die Tüte hätte bei ein paar Mülltonnen gestanden, was ja nicht komplett gelogen ist.

Wenn die Tüte im Hof bei den Mülltonnen gestanden hat oder jedenfalls nicht weit weg davon, muss es ja Müll sein. Keiner wollte sie mehr haben. Sie gehört niemandem. Wahrscheinlich.

Deshalb zählt es nicht als Diebstahl. Was keinem gehört, kann man auch nicht stehlen.

Seb sitzt mir gegenüber, als ich mit dem Daumennagel das Klebeband vom Karton aufschlitze und den Inhalt auf mein Bett kippe: zwei flache Schachteln von der Größe eines kleinen Pizza-kartons mit bunten Aufklebern drauf.

10.

Kenneth McKinley
»der Mister Magic aus den Highlands«
präsentiert

DEN TRAUMINATOR

Leben Sie Ihren Lebenstraum.
Träumen Sie Ihr Traumleben.

LASSEN SIE IHRE TRÄUME WAHR WERDEN!

100 % SICHER – 100 % ERHOLSAM
100 % GELD-ZURÜCK-GARANTIE

Auf dem Etikett lächelt ein Mann im mittleren Alter mit schwungvoller Föhnwellenfrisur; sein Haar glänzt so golden wie eine 1-Pfund-Münze. Und so strahlend weiße Zähne habe ich auch noch nie gesehen. Die Augen spähen über den Rand einer getönten Nickelbrille. Alles in allem wirkt das Design ziemlich altmodisch, aus einer Zeit, als ich noch nicht auf der Welt war.

Vorsichtig klappe ich den Deckel hoch. Auf einer durchsichtigen Plastikhülle prangt noch ein Aufkleber:

GEBRAUCHSANWEISUNG GENAU BEACHTEN

In der Tüte stecken jede Menge Einzelteile: Schnüre, Stäbe, ein Plastikreif in Bambusoptik, Federn, eine Scheibe, so groß wie eine Untertasse, die wie ein Tennisschläger mit Schnur bespannt ist.

Dazu gibt es ein Blatt Papier:

BAUANLEITUNG

Auf der Rückseite ist das fertige Teil abgebildet, sodass ich zumindest einen Anhaltspunkt habe. In den nächsten zwanzig Minuten schiebe ich unter Sebs ehrfürchtigem Blick »Stab A« in »Schlitz B« und fädle »Schnur C« durch »Loch D«, bis das Ding fast genauso aussieht wie auf der Abbildung. Ich halte es Seb hin und er seufzt voller Bewunderung.

»Fuper!«, lispelt er.

Vom Haken an meinem Finger baumelt eine kurze Plastikkettenkette, an der eine Plastikpyramide ohne Boden hängt. Die Seiten der Pyramide sind etwa zwanzig Zentimeter lang und schimmern stumpf golden (laut Anleitung »überzogen mit einer Schicht aus purem Pyrit«). Die vier Ecken sind mit Draht verbunden, und wo sie sich kreuzen, ist der Bambusreif festgemacht. Mitten in dem Reif befindet sich eine bespannte Scheibe mit den Glasperlen und außen herum hängen Federn und Drähte mit weiteren Perlen und winzigen Steinchen am Ende, die wie Edelsteine glitzern. Am Reif entlang führt kaum sichtbar ein Kabel zu einem

kleinen Batteriefach innerhalb der Pyramide. Dann gibt es noch ein Kabel mit einem Schalter.

Das Teil sieht aus, als hätte man ein Baby-Mobile mit einem Windspiel gekreuzt. Eigentlich ganz hübsch, wenn einem so was gefällt.

Schwups, reißt Seb es mir aus der Hand.

»He! Pass doch auf!«, beschwere ich mich.

Seb betrachtet den Trauminator an seinem Finger und schaut dann zu mir. Dieser vorwurfsvolle Blick gefällt mir ganz und gar nicht.

»Das hast du mitgehen lassen, stimmt's?«

Seb ist einfach viel zu schlau. Das ist das Problem. Wenn wir uns kloppen, bin ich ihm überlegen, aber bei anderen Sachen kann ich ihm nichts mehr vormachen.

»Es sind doch zwei da«, sagt er. »Bau den anderen für mich zusammen, sonst sag ich Mam, dass du klaust.«

Was bleibt mir anderes übrig?

Verdrossen mache ich mich an die Arbeit. Damit beginnt der ganze Schlamassel.

Da seht ihr's, eigentlich ist es Sebs Schuld.

II.

Nachdem beide Trauminatoren zusammengebaut sind, nehme ich mir noch einmal die Anleitung vor – lang ist sie nicht, bloß ein Blatt. Auf der Vorderseite ist wieder der Erfinder, dieser McKinley, abgebildet, dazu ein »Brief an den Käufer«, was mir einen Stich versetzt, weil ich sie ja gar nicht gekauft habe. Aber ich bin viel zu gespannt, um mir allzu viele Gedanken darüber zu machen. Für Seb lese ich den Brief laut vor.

DER TRAUMINATOR™

Brief an den Käufer

Hallo!

Danke, dass Sie sich zum Kauf eines Trauminators entschlossen haben! Damit sind Sie nun stolzer Besitzer einer revolutionären Technologie zur Schlaf- und Traumsteuerung. Ich freue mich über Ihre Entscheidung und bin überzeugt, dass sich Ihnen damit eine Welt voller Abenteuer auftut – und zwar im Schlaf!

Ich heiße Kenneth McKinley. Vielleicht haben Sie mich schon einmal auf der Bühne gesehen oder kennen mich aus Funk und Fernsehen ...

Fragend schaue ich zu Seb hoch. Er schüttelt den Kopf.

Offenbar hat er auch noch nie von diesem Typen gehört, aber das vergilbte Papier und die altmodische Aufmachung deuten sowieso darauf hin, dass die Erfindung uralte sein muss. Dieser McKinley ist bestimmt längst tot.

Auf der Grundlage von Lehren und Erkenntnissen aus der ganzen Welt macht sich der Trauminator™ die Kräfte des schlafenden Geistes zunutze und ermöglicht der Träumerin oder dem Träumer, zu schlafen und dennoch bei vollem Bewusstsein zu sein!

WILLKOMMEN IM LAND DER WACHTRÄUME!

Kein Witz! Mit ein wenig Übung werden Sie im Traum merken, dass Sie träumen, und gleichzeitig entscheiden können, wie es weitergehen soll.

Nie wieder unverständliche und frustrierende Träume!
Keine Albträume mehr! Wenn Sie Macht über Ihre Dämonen haben, schicken Sie sie am besten gleich zum Teufel!

Vergnügte Träume wünscht Ihnen
Ihr Mister Magic

Seb blinzelt wie verrückt, ein untrügliches Zeichen, dass es bei ihm im Kopf rattert.

»Also ...« Er verstummt wieder und unternimmt einen neuen Anlauf. »Also ... man kann wach sein, obwohl man schläft?«

»Hört sich so an.«

»Kapiert mich nicht.«

Ich zucke mit den Achseln. So richtig kapiere ich es auch nicht.
Ich drehe das Blatt um und lese weiter.

Was sind »Wachträume«?

Wachträume werden manchmal auch »Klarträume« genannt. Dieser Begriff wurde 1867 von dem Franzosen Marquis de Saint-Denys geprägt, der als Erster die außergewöhnliche Fähigkeit beschrieb, im Schlaf bei vollem Bewusstsein zu sein und seine Träume zu steuern.

Im Trauminator™ verbinden sich die Lehren von Saint-Denys mit Traditionen und Weisheiten anderer Kulturen – der Spiritualität der amerikanischen Ureinwohner, dem Animismus Westafrikas, der buddhistischen Meditation und der Vorstellungswelt des westlichen New Age – zu einem mächtigen Werkzeug.

Der Trauminator™ bedient sich der geheimnisvollen Eigenschaften von Kristallen, um das Energielevel um die schlafende Person stark abzusenken. In Verbindung mit der uralten Magie der Pyramiden, die bereits den Pharaonen im alten Ägypten bekannt war, ergibt sich ein erstaunliches Kraftfeld.

Damit können Sie im Schlaf jederzeit »Wachträume« haben!

Leben Sie Ihre Fantasie aus und erfüllen Sie sich Ihre verrücktesten Wünsche! Und alles, während Sie sicher und geborgen im Bett liegen.

Beim Aufwachen werden Sie sich so erfrischt fühlen wie nach einem tiefen Schlaf.

»Fuper!«, haucht Seb wieder. »Das will ich ausprobieren.«

In der Anleitung steht, dass der Trauminator beim Schlafen über dem Kopf hängen muss. Minuten später haben wir in der Küchenschublade vier kleine Batterien ausfindig gemacht und die Trauminatoren damit bestückt. Nacheinander stelle ich den Nachttisch erst auf mein, dann auf Sebs Bett und klettere darauf, um zwei Haken in die Decke zu drehen. Dann hänge ich die Geräte so auf, dass man den Schalter vom Bett aus bedienen kann.

Jetzt lese ich noch den Rest der Anleitung vor.

Träumen mit dem Trauminator. So geht's:

1. Legen Sie sich zur gewohnten Zeit ins Bett und schalten Sie den Trauminator™ ein.
2. Im Traum wird Ihnen vielleicht bewusst, dass Sie träumen. Um es zu überprüfen, fragen Sie einfach jemanden in Ihrem Traum: »Träume ich?« Die Person wird Ihnen fast immer wahrheitsgemäß antworten.
3. Als weiterer Traumtest dient der Blick auf eine Uhr oder etwas Geschriebenes. Ziffern und Buchstaben sind im Traum meist wirr und unleserlich.
4. Und zu guter Letzt versuchen Sie doch mal zu schweben! Sie können selbst die Gesetze der Schwerkraft aufheben!
5. Um aufzuwachen (falls Ihnen der Traum zum Beispiel nicht gefällt), sagen Sie einfach: »Aufwachen!« Sollte das nicht funktionieren, atmen Sie ein paar Sekunden lang tief ein und stoßen die Luft dann kraftvoll aus.
6. Falls Sie sich nicht fürs Aufwachen entschieden haben, endet Ihr Traum von selbst, und Sie wachen wie üblich gemäß Ihrem natürlichen Schlafrhythmus auf.

Denken Sie daran: Erfolge stellen sich nicht über Nacht ein.
Ich wünsche Ihnen ein wenig Geduld und schöne Träume!

Nachdenklich lege ich die Anleitung beiseite. »Und?«, frage ich Seb, der zu den Trauminatoren über unseren Betten starrt.

»Was hältst du davon?«

»Was hält er wovon?«, fragt Mam.

12.

Mam! Wir waren so in die Anleitung vertieft, dass wir alles um uns herum vergessen haben.

»Was soll das denn sein?«, fragt sie und deutet auf die Trauminatoren, die von unserer Decke baumeln.

Noch bevor ich eine Erklärung parat habe, antwortet Seb schon: »Das sind Trauminatoren. Davon ... träumt man besser.«

Mam verdreht die Augen. »Pff!«

So reagiert sie immer, wenn einer von uns etwas so Abwegiges sagt, dass sie gar nicht erst widerspricht. »Wo zum Teufel habt ihr die her?«

»Malky hat sie gefunden.«

Zwischen Mams Augenbrauen erscheinen zwei Furchen. Sie glaubt uns nicht, aber Seb lässt sich nicht beirren. »Auf dem Flohmarkt für die Seenotrettung. Heute Nachmittag. Hassans Mutter hat da verkauft. Beide zusammen für ein Pfund, stimmt's, Malky? Toll, was?« Seb lügt so überzeugend, dass man neidisch werden könnte. Die Sache hat bloß einen Haken: Jetzt schulde ich ihm was und das weiß er genau.

Mam schüttelt schmunzelnd den Kopf. Dann schnappt sie sich die Anleitung vom Bett und überfliegt sie. Da weiß ich, dass ich von ihr nichts mehr zu befürchten habe. »Die sehen ja albern aus. Spielen die Einschlaflieder?«

»Nein!«, entgegnet Seb empört. »Damit kann man seine Träume beeinflussen.«

»Ach ja? Malky, das hast du doch schon mit Friedbert gemacht, als du klein warst. Weißt du noch?« Mam kichert vergnügt. »Viel Glück damit, Jungs. Sagt Bescheid, wenn's funktioniert. Ich hätte da auch ein paar Träume, die ich mir gern erfüllen würde!«

Ich lache über ihren kleinen Scherz. Mam fröhlich zu sehen, ist schön. Sie lacht nämlich nicht oft, und als ich sie vor einem Jahr oder so mal nach dem Grund gefragt habe, wurde sie so traurig, dass ich sie nie wieder darauf angesprochen habe.

Im nächsten Moment ist sie schon wieder wie immer. »So, was ist denn jetzt mit deinem Ferienprojekt, Sebastian? Immer noch nicht fertig? Warum nicht? Musstest doch bloß was aufkleben. Und Malky, wann hast du dir eigentlich das letzte Mal die Haare gewaschen? Als hättest du ein Frettchennest auf dem Kopf. Denk daran, heute Abend. Morgen geht die Schule wieder los.«

Abends im Badezimmer inspiziere ich meine Brust. Überall Schrammen, an manchen Stellen blutet es noch ein wenig. Ich tupfe mit einem Waschlappen darüber. Weil im Badezimmer-schrank kein Wundspray zu finden ist, beschließe ich, die tiefsten Schürfwunden mit dieser Yak-Butter einzuschmieren.

»Weg da, Malky. Ich muss dringend pinkeln! Oh! Was hast du denn da ... bäh! Sieht ja eklig aus! Und was riecht denn so?«

Habe ich's euch nicht gesagt? Kleine Brüder sind total nervig.

»Verzieh dich. Mir ... mir geht's nicht gut.«

Doch Seb lässt sich nicht so leicht abwimmeln. »Was hast du da gemacht?«, fragt er. »Das ist doch Blut!«

»Weiß ich selbst. Ich bin hingefallen. Aber ... behalt's für dich. Mam hat schon genug Sorgen.«

Klingt gut. Ganz der große verantwortungsbewusste Bruder. Doch seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, hat Seb eins und eins zusammengezählt: Ihm ist klar, dass meine Verletzungen mit den Trauminatoren zusammenhängen.

Vorsichtig ziehe ich mir das Schlafanzugoberteil über. Das blutige T-Shirt rolle ich zu einer Wurst und stopfe es ganz unten in den Wäschekorb.

Als Mam in unser Zimmer kommt, um uns einen Gutenacht-kuss zu geben, beugt sie sich über mich und deckt mich fest zu. Es tut weh, und ich muss mich zusammenreißen, um keinen Mucks von mir zu geben und sie anzulächeln. »Neues Schuljahr, Jungs. Soll ich euch noch was vorlesen?«

Mein Nein kommt so prompt, dass Mam mich überrascht ansieht. »Ich ... ich meine, heute mal nicht, Mam.« Ich ringe mir ein Gähnen ab, aber ihr ist anzusehen, dass sie ein wenig gekränkt ist. Sie liest uns nämlich gern vor, selbst wenn Seb zum x-ten Mal *Kobi, der Höhlenjunge* hören will.

»Diesen Monat habe ich oft Spätschicht, da gibt es vielleicht nicht mehr viele Gelegenheiten«, sagt sie.

Seb greift unters Bett und fördert ein zerlesenes Bilderbuch zutage. Na bitte, es ist *Kobi*. Ich kenne das Buch inzwischen auswendig. Wenigstens ist es schön kurz. Eigentlich habe ich erwartet, dass er bald mal zu alt dafür sein würde, aber Seb ist von dieser Geschichte besessen, seit ich denken kann.

Als Mam sich auf Sebs Bett niederlässt und zu lesen beginnt, spricht er jedes Wort lautlos mit, während ich die Trauminatoren betrachte und inständig hoffe, dass Mam bald fertig ist.

»*Im Dunkel der Höhle, im Feuerschein, legt Kobi den müden Kopf auf einen Stein ...*«

In der Geschichte geht es um einen Jungen aus der Steinzeit,

der mit seiner Familie in einer Höhle lebt, lange bevor Häuser, Autos und Flugzeuge, Maschinen und Klamotten erfunden wurden. Dann gibt es da noch einen See und einen weiteren Stamm von Steinzeitmenschen. Und der Junge reitet auf einem Mammut ...

Wieder gähne ich, diesmal reiße ich den Mund richtig weit auf. Mam hört auf zu lesen.

»Oooh, ich will aber noch das Ende hören«, jault Seb. Ich schaffe es, Blickkontakt mit ihm aufzunehmen, und schaue demonstrativ kurz nach oben. »Aber, wenn Malky müde ist, dann machen wir jetzt Schluss.«

Endlich hat er es kapiert.

Mam schlägt das Buch zu und sieht uns mit gespielter Entgeisterung an. »Moment mal, habt ihr zwei euch gerade geeinigt? Ohne zu streiten?« Sie fährt sich durch die kurzen Locken und schüttelt den Kopf. »Hoffentlich ist das von Dauer. Träumt was Schönes.« Das sagt sie immer. Ein Zauberspruch, auf den nicht unbedingt Verlass ist. Als sie das Licht ausschaltet, stechen die bläulichen Lichtkränze der Trauminatoren in der Dunkelheit hervor.

»Bleiben die die ganze Nacht an?«, fragt Mam. Bevor ich antworten kann, schnuppert sie. »Was riecht denn hier so?«

»Ist mir auch schon aufgefallen«, sagt Seb. »Ich dachte, es wären Malkys Socken.«

»Keine Ahnung. Ich rieche nichts«, sage ich schnell. Es ist die vergammelte Yak-Butter, aber das behalte ich natürlich für mich.

Achselzuckend verlässt Mam das Zimmer.

Eine Weile liegen Seb und ich still da. Ich schaue hoch zu den Kränzen aus blauen Kristallen.

Irgendwann flüstert Seb. »Pssst, Malk. Bist du noch wach?«

»Hmm?«

»Hast du Angst?«

»Wovor denn?«

»Weißt schon. Den Traumilatoren.«

»Trauminatoren. Nein. Warum sollte ich? Du?«

Pause. »Nein.«

Er meint Ja.

»Psst, Malk.«

»Was denn jetzt noch?«

»Viel Glück.«

Mir geht ein Satz aus der Anleitung durch den Kopf: Denken Sie daran: Erfolge stellen sich nicht über Nacht ein.

Um zu träumen, müsste man natürlich erst einmal schlafen. Doch statt einzuschlafen, kreisen meine Gedanken unaufhörlich um die Ereignisse der letzten Stunden.

Über mir leuchtet matt der Trauminator.

Kez Becker ... der verlassene Hinterhof ... der arme Hund mit der verletzten Pfote ... die alte Dame ... die Fahnen ... das Mädchen, wie hieß sie noch gleich?

Der Name ist weg ...

Und dann bin ich weg ...

Bisher sind von Ross Welford erschienen:



ISBN 978-3-649-63875-9



ISBN 978-3-649-63878-0



ISBN 978-3-649-63027-2



ISBN 978-3-649-63124-8



ISBN 978-3-649-63778-3



5 4 3 2 1

ISBN 978-3-649-64082-0

© 2023 für die deutschsprachige Ausgabe

Coppenrath Verlag GmbH & Co. KG, Hafenweg 30, 48155 Münster

Alle Rechte vorbehalten, auch auszugsweise

First published in English in Great Britain by HarperCollins *Children's Books*, a division of HarperCollins *Publishers* Ltd under the title: When we got lost in Dreamland

Text Copyright © Ross Welford 2021

Translation © Petra Knese 2022 translated under licence from HarperCollins *Publishers* Ltd

Ross Welford asserts the moral right to be identified as the author of this work.

Aus dem Englischen von Petra Knese

Umschlagillustration © Verena Körting

Lektorat: Jutta Knollmann

Satz: Sabine Conrad, Bad Nauheim

Printed in Slovakia

www.coppenrath.de

Das **@book** erscheint unter der ISBN 978-3-649-67125-1.